

# Umschau

## Reimmichl, der Dichter-Pfarrer von Tirol

„Auf weitem Felde südlich der Kirche in Heiligkreuz bei Hall steht ein schmuckes, söllerumgebenes Haus, in dessen Fenstern tagsüber die Sonne blinkt, während hinter Geranien und Fuchsen sich blühweiße Gardinen blähen. Wer dort anklopft, dem wird aufgetan; und lächelnd kommt ihm mit einem freundlichen Größ Gott ein mittelgroßer, hagerer Mann entgegen, die Tabakspfeife in der Hand und die Kielesfeder hinter dem rechten Ohr. Das Gesicht ist voll Runzeln, aber ein Lächeln steht darinnen, leuchtend wie eine goldene Schrift auf grauem Marmor, und hinter den Brillengläsern funkeln zwei Augen, aus denen eine junge Seele voll Bergquellfrische und Schalkheit schaut. Der zahnlose Mund und das graumelierte Haar mögen sich noch so sehr bemühen, dem Reimmichl das Stigma des Alters aufzuprägen: dieses Lächeln und diese Augen strafen die sechzig Jahre Lügen.“ So schreibt Bruder Willram (Anton Müller), einer der fünf Pustertaler, die Beiträge lieferten zu der Festgabe, mit der die Tyrolia den sechzigsten Geburtstag ihres erfolgreichsten Autors ehrt. Diesem Schriftchen sind die folgenden Angaben entnommen, besonders dem anschaulich und warm erzählten Lebensgang, den P. Georg Harrasser S. J. beisteuerte, der viele Jahre Weggenosse Reimmichls gewesen ist.

Sebastian Kieger heißt der Reimmichl von Rechts wegen. Pfarrer ist er nie geworden; Kooperator, Expositus und schließlich Benefiziat, das ist seine kirchliche Laufbahn, die 1923 durch den Monsignore etwas aufgepußt wurde. Dafür ist ihm aber manchmal in scherzendem Ernst der Titel Pfarrer von ganz Tirol gegeben worden; in der Tat ist seine Schriftstellerei Seelsorge, die seinem ganzen heißgeliebten Tirol gilt, Seelsorge, die auch das Dichten und Fabulieren in ihren Dienst gestellt hat. Der dichtende Seelsorger hat sich hinter dem Decknamen Reimmichl verborgen; reimen ist in der Tiroler Mund-

art soviel wie großzügig fabulieren; die Kunst der poetischen Lüge beherrschen.

Reimmichls Kunst ist Heimatkunst. Sein Vaterhaus, ein mittleres Bauerngütchen, liegt im Weiler Inneregg im osttirolischen Defereggental. Hier wurde der Wastl am 28. Mai 1867 geboren. Sein Vater war als Teilhaber einer Strohhutfabrik wohlhabend geworden, zog sich jedoch 1884 wegen Kränklichkeit ganz auf den Betrieb der kleinen Landwirtschaft zurück. Ernst, aber gütig war er; dazu tief religiös. Die Kieger-Mutter war froh und redselig und überaus wohlthätig; nicht weniger als zehn verlassene Kinder hat sie nach und nach in ihr Haus aufgenommen und großgezogen. Nachdem Reimmichl sich in der einklassigen Volksschule die ersten Kenntnisse angeeignet hatte, siedelte er mit dreizehn Jahren ins Seminarium Vincentinum nach Brigen über. In Geographie, Geschichte und deutschem Aufsatz zeichnete er sich aus, während er der Mathematik nicht viel abgewinnen konnte. Fleißig, ohne ein gesundes Maß von Verneifer zu überschreiten, fromm, ohne die herzhafteste Zubennatur zu verleugnen, ein Meister im Erzählen und Aufschneiden, fiel ihm bald eine Art Führerrolle zu; als Hannibal hat er manche Buben Schlacht kommandiert. Der literarische Trieb begann sich zu regen; in der vierten Gymnasialklasse verfaßte er ein Theaterstück „Murillo“, das im Spielsaal der Anstalt aufgeführt wurde. Herbst 1888 ging er mit den meisten seiner Mitschüler „übers Brüggele“, über die Brücke ins Priesterseminar. In den vier Jahren gewissenhafter Arbeit und harmlosen Frohsinns entstanden eine Reihe volkstümlicher Krippenspiele, ein Andreas-Hofer-Stück und ein großes Katakombenspiel, die aber alle später ins Feuer wanderten. Für eine Schrift über die Gefahren des Fremdenwesens suchte er vergeblich einen Verleger.

Nachdem er vier Monate eine Kooperatorstelle zu Stillses innegehabt hatte, kam er Herbst 1892 als Hilfspriester nach Sexten. Hier begann er 1894 im „Tiroler Volksboten“ (Brigen) eine Reihe von Auf-



sägen und Volksgeschichten unter der Überschrift: „Was der Reimmichl erzählt“. Seitdem führt er diesen Schriftstellernamen. Eine Zeit ungetrübten Glücks und literarischen Reisens waren die Jahre 1894 bis 1897, die er als Kooperator des kindlich frommen, geistig hochstehenden und redselig mitteilbaren Pfarrers Trayer in Dölsach zubrachte. Bruder Willrams Beschreibung dieser Idylle ist zum Gedicht geworden. In humorvoller Weise erzählt er, wie ihm ein Blick auf den unbewachten Schreibtisch Riegers verriet, wer der Aufsehen erregende ständige Mitarbeiter des „Bözl“ war. Das Jahr 1897 brachte kurze Seelsorgsarbeit zu Sand im Pustertal und die Übernahme der Redaktion der „Brigener Chronik“ und des „Tiroler Volksboten“. Den gehegten Journalistendienst an der Tageszeitung samt dem Aufenthalt in Brigen gab er nach kaum dreiviertel Jahren auf, die Redaktion des „Volksboten“ hat er bis heute beibehalten; in den 35 Jahren ist das „Bözl“ vom Halbmonatsblatt zum Wochenblatt geworden und hat sich jedes Dorf, ja fast jedes Haus in Tirol erobert, geht in beträchtlicher Stärke in die übrigen Alpenländer, selbst nach Amerika. Als Expositus von Gries am Brenner hat Reimmichl 1898—1914 den größten Teil seines Schriftstellerwerkes getan. Geschichten, Schwänke, Schnurren, gemütvoll erzählte Volks- und ungezählte Artikel sozialer, politischer und religiöser Art schrieb er zumeist in den Nachmittunden für seine Volkszeitung; Bruder Willram heißt ihn drum den Tag- und Nachtschreiber Gottes. Oft keuchte er um Mitternacht, wenn die Tinte einer Geschichte oder Zeitbetrachtung noch feucht war, durch Regen oder Schnee oder eisigen Frost den steilen Weg zur Bahnstation hinauf, damit das Manuskript noch mit dem letzten Zug in Brigen eintreffe. Eine eiserne Gesundheit hielt diesen Strapazen stand. Reimmichl war der volkstümlichste Mann Tirols geworden. Das kam zu beredtem Ausdruck, als er 1904 als Volksboten-Redakteur die Verleihung von silbernen Verdienstkreuzen an 402 Bauernknechte und -mägde veranstaltete, die Jahrzehnte im selben Dienst gestanden; noch mehr, als er 1908 zu einem allgemeinen

Landesschießen nach Gries einlud, zu dem 993 Tirolerschützen erschienen. Nicht so ungemischte Freude erlebte er mit der Gründung eines katholischen Bauernbundes, durch den er den Gefahren der liberalen Bünde vorbeugen wollte. Anfang 1908 geriet er noch einmal für sechs Wochen in die Hegarbeit einer Tagblatt-Redaktion; in dieser Zeit stellte er mit seinem Freund Grinner den zu Innsbruck erscheinenden „Tiroler Anzeiger“ auf die Beine.

Am 1. November 1914 siedelte Rieger als Kaplan nach Heilig-Kreuz bei Hall über, wo er sich ein kleines Häuschen mit dem Blick ins Jnnatal baute. Die trübe Zeit des Weltkrieges ließ die dichterische Ader versiegen; im „Volksboten“ trat das Politische, das Freund Grinner besorgte, in den Vordergrund. Reimmichl nahm aber regen Anteil an den Hilfsunternehmungen, die der „Volksbote“ in der Kriegs- und Nachkriegszeit anregte: Soldatenlektüre, Soldatenheime, Auskunftei über Gefangene und Vermisste, Lebensmittelbeschaffung für die Armen Innsbrucks. Eine reiche Dollarspende aus Amerika ermöglichte ihm ausgiebige Wohltätigkeit; die Lezer des von den Steyler Patres in Tschny bei Chicago herausgegebenen „Amerikanischen Familienblattes“, das viele Erzählungen Reimmichls abgedruckt hatte, statteten auf diese klingende Weise ihren Dank ab. — Seit 1920 gibt Rieger den „Tiroler Volkskalender“ heraus; in 60 000 Stück geht der farbenfrohe gewandete Reimmichl-Kalender jährlich in die Welt.

Das Jahr 1923 brachte das dreißigjährige Volksboten-Jubiläum, zugleich Reimmichls fünfundsiebenzigjähriges Redaktionsjubiläum. Durch Vermittlung des Bischofs Waig wurden die beiden Volksboten-Männer Rieger und Grinner zu Päpstlichen Geheimkammerern erhoben. Das ganze Land feierte mit. Seit dieser Zeit ist der lähmende Einfluß des Kriegsunglücks von Reimmichl genommen, wie verjüngt begann er wieder zu fabulieren und fröhliche Geschichten zu schreiben und die Buchausgabe von Erzählungen, Reisebriefen und Volkspredigten zu planen, die in den 34 Jahrgängen des „Volksboten“ als ungehobener Schatz ruhen.



Neben den Erzählungen hat ja der Keimmichl zahlreiche belehrende Aufsätze, Predigten und Festbetrachtungen im „Volksboten“ veröffentlicht; das erste, was er als Keimmichl unterzeichnete, waren mahnende Worte über Schützenwesen, Fremdenverkehr und die Tätigkeit der Bergführer. Da finden sich Predigten mit den Überschriften „Alpsegen“, „Wettersegen“, „Feldpredigt“; ein reichhaltiger Zyklus heißt „Guckinsland“, ein anderer „Jahresringe“. Dr. Josef Weingartner bezeichnet in seinem Beitrag „Der Pfarrer von Tirol“ als Quellen der Predigtweise Keimmichls neben der Liturgie die volkstümlichen Sprüche und Bräuche Tirols, als Darstellungsform Anschaulichkeit, Anpassung an die Lebensverhältnisse der Leser und einen Einschlag kräftigen Humors. Seit 1921 hat Keimmichl das literarische Podium nicht mehr als Kanzel benützt; aus den letzten Worten des Beitrags Weingartners hört man etwas wie müde Resignation heraus.

Aber Keimmichls Fabulieren ist ja auch ein Predigen. Sein Dichten und Erzählen ist im Tiefsten getragen und gespeist von seinem katholischen Glauben und Lieben: „Zwei fundamentale Wahrheiten rückt Keimmichl in den größeren Erzählungen immer wieder ins hellste Licht: Die Wichtigkeit der Religion fürs Leben und die Heiligkeit der Ehe... Dazu kommt die starke Betonung des Bodenständigen, der heimatischen Überlieferungen, der echt tirolischen Art als Schutz gegen religiöse und sittliche Verwässerung“ (Weingartner). Seine Geschichten werden zum Gleichnis, zur bildhaften Veranschaulichung religiöser und sittlicher Weisheit. Die ethische Wirkabsicht zerstört aber durchaus nicht die ästhetische Form. Wohl sind die Charaktere stark typisiert und ist die durchsichtige Handlung von mitunter unrealistischer poetischer Gerechtigkeit geleitet, aber trotzdem sind Keimmichls Erzählungen und Romane auch für den literarisch Verwöhnten fesselnde und seelische Gesundheit fördernde Lesung, sie sind wie Sommerfrische im Gebirg in naturnahen Lebensverhältnissen. Tiroler Heimatkunst ist Keimmichls Fabulieren; Mensch, Landschaft und Gestirg Ost-

tirols, genauer des Defereggentals leben in seinen Erzählungen in dichterischer Nachschöpfung. Keimmichl hat von Natur eine helllichtige, einführende Beobachtungsgabe und er hat sich's nicht verdrießen lassen, manches Notizbüchlein mit Aufzeichnungen über Gehaben und Redeweise des naturwüchsigen Volkes zu füllen — wenigstens wie es vor dem Weltkrieg war. Bruder Willram hebt hervor, daß Keimmichls Menschen nicht die Tiroler der Gegenwart sind, „aber sie sind allesamt gutgeschauter Alttirolertypen, Menschen von ehemals, mit den Vorzügen und Schwächen unserer Altvordern behaftet“. Auch die sprachliche Formung, die heimatische Färbung des Dialogs zumal, ist keine naturalistische Wiedergabe der Gegenwart, sondern eine stilvolle Verbindung von Schriftdeutsch und Dialekt; es klingt so viel Mundart in taktvoller phonetischer Umschreibung, daß man den Eindruck von Urwüchsigkeit und Eigenart erhält, und wieder ist die Mundart so vorsichtig und maßvoll verwendet, daß das leichte Verstehen nicht gehemmt wird.

Franz Eichert hat den Keimmichl den katholischen Peter Rosegger genannt, und Bruder Willram erklärt: Mit Recht. Immerhin wird man einräumen müssen, daß auch die Erzählungen und Romane Keimmichls, die er nicht als Tag- und Nachtschreiber Gottes in journalistischer Hege in Feuilletonfortsetzungen für den „Volksboten“ schrieb, unter rein ästhetischer Rücksicht nicht das Werk Peter Roseggers, des steirischen Heimatkünstlers, erreichen. Was Keimmichls Geschichten dagegen an ethischen und religiösen Werten enthalten, macht sie im ganzen, als Werk eines Menschen einfachhin, viel wertvoller als das Schrifttum Roseggers, mit seiner verwässerten, oft abgestandenen Religion und Moral. In Keimmichls Dichtung lebt „echtes Tirolertum und in diesem Tirolertum das treue, starke katholische Volkstum der Alpenländer“, sagt Josef Neumair treffend in seinem Beitrag über Keimmichl als volkstümlichen Schriftsteller.

Volkstümlich ist er: er stellt sein Volk dar — und er wird von seinem Volke gelesen. Im „Böhl“ sucht seit einem Menschenalter der Tiroler Bauer zuerst, was



der Keimmichl wieder „zusammenlügt“. Und die Buchausgabe seiner Erzählungen, die er auf Drängen veranstaltete, ist in etwa 700 000 Bänden in den Händen der Leser, d. h. zu allermeist der Tiroler Bauern. Es ist nur zu wünschen, daß die 14 kleineren und 10 größeren Bände der Gesamtausgabe, welche die Tyrolia in schönen, kräftigen Typen, geschmackvoller Ausstattung und billig herausgibt, Keimmichls erfreuliches und erbauliches Fabulieren in immer weitere Kreise tragen. Sigmund Stang S. J.

### Das neue Japan in seiner bildenden Kunst

Wölfflin in Berlin, vorher schon in Krakau Sokolowski und Kopera, haben mich durch ihre kunstgeschichtlichen Vorlesungen und Übungen so weit gegen die Gefahr laienhafter Vorstöße ins Technische gesichert, daß ich hoffen darf, mein Urteil über eine zusammenfassende Ausstellung neuer japanischer Kunst in Tokyo auf das beschränkte zu können, was auch ein literarischer Kritiker verstehen muß, dem die vielberufene „wechselseitige Erhellung der Künste“ kein leeres Wort ist.

Die Ministerien des Kaiserlichen Hauses und des Unterrichtes, die staatliche Kunstakademie und einige andere Anstalten haben 460 Werke von Malern und Bildhauern aus der Regierungszeit der beiden letzten Kaiser, also aus den Jahren von 1867 bis 1926, zusammengebracht und im Juni 1927 in einer nach europäischen Anforderungen gebauten Kunsthalle ausgestellt. Den Ehrenvorsitz des Unternehmens hat der auch in Deutschland durch einen mehrjährigen Studienaufenthalt bekannte Kaiserliche Prinz Kuni übernommen. Stellung und Denkweise der Veranstalter, Zufälligkeiten persönlicher Beziehungen, größere oder geringere sachliche Schwierigkeiten in der Herbeischaffung der Kunstwerke und manche andere Umstände sind natürlich zu berücksichtigen, wenn versichert wird, hier sehe man das Beste, was seit dem Eintritt Japans in den Kulturkreis des Abendlandes geschaffen worden sei. Jedenfalls ist ein guter Teil von dem vertreten, was im allgemeinen den höchsten Beifall der gebildeten Japaner findet.

Als die europäischen Maler zum ersten Mal die japanische Kunst kennen lernten, auf der Pariser Weltausstellung des Jahres 1867, hatten China und Japan zusammen, wie ich aus einem alten Plan sehe, ungefähr soviel Platz wie Persien. Durchaus nicht im selben Verhältnis wie die politische und wirtschaftliche Macht hat sich in den verfloffenen 60 Jahren die japanische Kunst entwickelt. Auch abgesehen von der stärkeren Bindung des künstlerischen Schaffens an die Unerzwingbarkeit des Genies, wäre es unbillig, von einem Volk auf allen Gebieten zugleich einen raschen Aufstieg zu erwarten. Und ebensowenig hat man ein Recht, aus der Kunst einfachhin den Geist eines Volkes erschließen zu wollen. Der neue Geist, der seit sechs Jahrzehnten in Japan eindringt, hat sein Ringen mit dem alten Geist in hundert andern Lebenserscheinungen ausgedrückt. Aber auf die Frage, wieviel oder wie wenig von diesem Ringen den Japanern zum künstlerischen Erlebnis hat werden können, gibt die Ausstellung eine bemerkenswerte Antwort.

Zunächst ist es unverkennbar, daß die japanischen Maler weitaus am häufigsten ihre Stoffe überhaupt nicht in der Kultur des Ostens oder Westens, sondern in der reizvollen Natur ihres Landes suchen. Sie brauchen nicht viel. Ein paar junge Bambusstämmchen, der mit welken Blättern bestreute Grasboden unter einer Baumgruppe, eben erblühte Pflaumenzweige, ein Stück vom Geäst einer krummen Fichte — das ist jedesmal genug für ein ganzes Bild. Tiere werden gewöhnlich in eine natürliche Umgebung gestellt. Hühner picken dekorativ unter strahlenden Chrysanthemen oder hocken dicht beieinander auf einem leeren Handwagen im Schnee, Hirsche und Rehe lagern am Fuß uralter Bäume, Kraniche stehen wachsam zwischen Wald und Wiese, Affen spielen in einem hellen Tal. In den Landschaften herrschen Gebirge, Bäume und Wasser vor. Die Nebel, die um die Gipfel liegen, die Dämpfe, die aus den heißen Quellen aufsteigen, finden ihre Beobachter, aber äußerst selten wird der Himmel gemalt. Chikudo Kishi hat mit seiner traumhaften Riesenfichte am